

P e t e r L ü d e r

RICCARDI

**WAS
DICH
TRÄGT**

Wie du die
Regie für dein
Leben übernimmst

sind nicht die
BEINE alleine

P e t e r L ü d e r

**WAS
DICH
TRÄGT**

sind nicht die BEINE alleine



Inhaltsverzeichnis

Unwirkliche Wirklichkeit

Ist Akzeptanz inakzeptabel?

Im „Möglichkeitsraum“ neue Wege finden

Ziele erreichen und der Sinn des Lebens

Optimismus heißt nicht, dass es leicht wird

Trotz

Sich selber annehmen

Aufbruch und Erfolg

Was dich trägt



Vollständige e-Book Ausgabe 2021

Copyright © 2021 RICCARDI-Books
ein Imprint der Spielberg Verlagsgruppe, Neumarkt

Korrektorat: Kati Auerswald

Umschlagbild: © Fotografiert von Detlev Schneider,

www.detlevschneider.net

Umschlaggestaltung: © Ria Raven, www.riaraven.de

Alle Rechte vorbehalten.

Vervielfältigung, Speicherung oder Übertragung können
zivil- oder strafrechtlich verfolgt werden.

ISBN: 978-3-98551-878-4

www.spielberg-verlag.de

Peter Lüder ist Theater-Regisseur mit über 50 Inszenierungen an Stadt-, Staatsund Privattheatern. Nach einem schweren Autounfall kämpfte er sich zurück ins Leben und zählt heute zu Deutschlands erfolgreichsten Trainern und Coaches für Vorträge. Er gibt seine langjährige Bühnenerfahrung weiter, indem er Menschen zu professionellen Rednern ausbildet und ihnen zu mitreißenden Auftritten verhilft. Als Entwickler von Persönlichkeit und innerer Stärke verhilft er Menschen dazu, ihren eigenen Weg zu gehen. Als Vortragsredner macht er Menschen mit seiner Geschichte Mut. Er hat eine Tochter und lebt in Berlin.

Mehr Informationen unter www.peterlueder.de

Für Lavinia, Nina und meine Eltern

Kapitel I:

Unwirkliche Wirklichkeit

Der Unfall

Anfang 2007 war ich als Regisseur an einem Hamburger Theater engagiert. Ich arbeitete von Montag bis Samstag mit meinem Ensemble. Es war sehr intensiv und machte mir viel Spaß. Es gab nur einen Wermutstropfen. Ich war sieben Wochen von zuhause weg und sah meine zweijährige Tochter kaum noch. 24-Stunden-Stippvisiten bei meinem Baby, dann musste ich zurück in die Hansestadt.

Ich liebte meine Arbeit. Doch ich freute mich auch auf die Zeit danach. Ich freute mich darauf, mit meiner Tochter zusammen zu sein, mit ihr Verstecken zu spielen und ihr Witze zu erzählen, ihr vorzulesen und mit ihr in der Badewanne zu plantschen. Ich ahnte nicht, dass etwas dazwischenkommen würde, das unser Leben in seinen Grundfesten erschütterte.

Die Premiere war am 25. Februar 2007. Wir hatten unsere Probenzeit nach vielen Aufs und Abs zu einem erfolgreichen Abschluss gebracht. Die Leute jubelten. Mir wurde gratuliert. Den Hauptdarstellern wurde gratuliert.

Eine junge Kollegin wurde als Entdeckung gefeiert. Ich freute mich, wollte einen Sekt trinken und dann schlafen. Ich war müde.

Eine Besucherin der Premiere war Nina, die Mutter meiner Tochter. Sie war am Nachmittag angereist und wir hatten besprochen, gleich nachts wieder nach Berlin zurück zu fahren.

Ein Mitarbeiter aus meinem Team wollte ebenfalls nach Berlin und er hatte ein Auto. Also beschlossen wir, bei ihm mitzufahren. Unsere Tochter war bei der Tante geblieben. Wir wollten sie am nächsten Tag wieder abholen.

Das Auto war ein Kastenwagen. Von der Größe eines normalen Pkw-Kombis, nur dass er statt der Hinterbank eine Ladefläche hatte. Er war also ein Zweisitzer. Es gab keine Rückbank, auf die ich mich hätte setzen können. Das kam mir allerdings sehr entgegen. Vorne saßen er und Nina. Ich konnte mich hinten auf der Ladefläche hinlegen. Es war einigermaßen gemütlich. Ich würde schlafen können. Es hätte eine schöne Fahrt werden können.

Auf dem Weg zum Auto hatten Nina und ich plötzlich ein schlechtes Gefühl. Es raschelte links von uns in einem Gebüsch. Eine Ratte lief vor uns über den Fußweg.

„Nein, ich glaube nicht an Zeichen“, sagte ich.

Nina fragte mich leise, ob der Fahrer etwas getrunken habe. Doch er lief vollständig gerade und redete normal.

„Was soll schon passieren?“, sagte ich.

Die beiden stiegen vorne ein und schnallten sich an. Ich krabbelte mit meinem Premierenanzug hinten auf die Ladefläche und kuschelte mich in meinen Mantel. Noch bevor wir die letzten Häuser Hamburgs hinter uns gelassen hatten, war ich tief eingeschlafen.

Ein leichter Nieselregen setzte ein. Der Fahrer überholte einen Lkw auf der Autobahn und Nina dachte: „Hoffentlich geht es ihm nicht so wie mir...“ Doch als wenn der Fahrer ihre Gedanken gelesen hätte, sagte er: „Ich sehe überhaupt nichts.“ Ihr sackte das Herz in die Hose. Doch das Überholmanöver gelang ohne Auffälligkeiten. Schließlich wurde der Regen wieder weniger. Die Sicht wurde besser. Die Scheinwerfer erhellten die dunkle Autobahn.

Höhe Schwerin tauchte plötzlich ein Marderhund auf und lief über die Autobahn. Ein Marderhund sieht aus wie ein etwas größerer Waschbär. Eigentlich sehr niedlich. Doch er erschreckte den Fahrer mächtig. Der wollte ausweichen und riss das Steuer nach links. Dabei verlor er die Kontrolle und der Kastenwagen krachte fast ungebremst in die mittlere Leitplanke. Er kam ins Schleudern und dreht sich mehrere Male um die eigene Achse. Zum Glück überschlug er sich nicht. Doch er blieb unbeleuchtet und mit Totalschaden in der Mitte der beiden Fahrbahnen stehen.

Nina saß in ihrem Beifahrersitz und schüttelte sich kurz. Dann hatte sie in kurzer Folge drei Gedanken: Erstens stellte sie fest, dass der Gurt gehalten hatte. Sie lebte und war unverletzt. Zweitens wurde ihr klar, dass wir so schnell wie möglich aus diesem Auto raus mussten. Es stand quer zur Fahrtrichtung. In jedem Moment konnte ein nachfolgendes Auto kommen und seitlich in uns krachen. Deshalb drehte sie sich drittens um und sagte: „Peter, komm, wir müssen aussteigen!“ Doch die Ladefläche war leer.

Die Karosserie des Autos hatte sich, als es mit 100 bis 120 Stundenkilometern in die Mittelleitplanke gekracht war, verzogen. Das führte dazu, dass die hinteren beiden Türen aufsprangen. Durch die Drehbewegung bekam ich einen enormen Schwung und wurde hinausgeschleudert, Beine zuerst, immer noch 80 bis 100 Sachen schnell. Mein linkes Bein fädelt zwischen den Trägern der Mittelleitplanke ein. Doch das minderte die Wucht des Aufpralles kaum. Stattdessen gab mein Bein nach und brach ab. Ich prallte mit enormem Schwung erst gegen die Leitplanke, dann auf den Boden und kam erst 15 Meter hinter meinem Fuß zum Liegen. Es gab nur einen glücklichen Umstand in dieser Ansammlung von Unglück: Ich kam auf dem Rasenstreifen in der Mitte der Autobahn zu liegen. Später erschien das fast wie ein Wunder, denn dieser Rasenstreifen war nur 80

Zentimeter breit. Ein Meter weiter rechts und eines der folgenden Autos wäre über mich gerollt.

Wenn man mit fast 100 Stundenkilometern aus einem Auto geschleudert wird und gegen eine Leitplanke prallt, sollte man eigentlich tot sein. Doch das war ich zu diesem Zeitpunkt noch nicht. Ich war stattdessen wach geworden. Die Rüttelei hatte mich geweckt. Ich schaute in einen schwarzen Himmel und spürte, dass mein Körper unnatürlich summte. Mein Kopf war erstaunlich klar. Ich entschied mich, trotz der Kälte einfach ruhig liegen zu bleiben und fragte mich nur eins: Wo ist Nina?

Etwa zur gleichen Zeit, zu der wir losgefahren waren, setzten sich auch vier junge Bundeswehrsoldaten in ihr Auto. Sie mussten am nächsten Morgen wieder an ihrem Standort bei Schwerin sein. Um halb drei in der Nacht stand plötzlich ein unbeleuchtetes Auto quer vor ihnen auf der Autobahn. Der Fahrer machte instinktiv die richtige Bewegung. In einem Schlenker fuhr er nur Zentimeter an dem Autowrack vorbei. Auch er kam in eine Schleuderbewegung. Doch er konnte das Auto halten. Es trudelte 200 Meter weiter hinten aus, ohne eine Leitplanke zu touchieren. Sie sprangen sofort aus ihrem Auto, ließen es auf dem Seitenstreifen stehen und kamen angerannt. Hier war ein Unfall geschehen. Sie mussten helfen und zögerten keine Minute. Sie rannten zurück zu dem unbeleuchteten Wrack.

Für sie waren das Schrecklichste in dieser schrecklichen Nacht Ninas Schreie: „Peter! Peter!!!“

Sie schoben das zerbeulte Auto auf den Seitenstreifen und kümmerten sich dann um die Menschen: Der Fahrer, der deutlich unter Schock stand, und eine Frau, die einen Namen rief. Doch der Wagen war ein Zweisitzer. Die Frau musste ebenfalls unter Schock stehen. „Ihr Mann ist da“, wiesen sie die Frau hin. Doch Nina war nicht unter Schock. Noch nicht. Noch herrschte adrenalingestützter Alarmzustand. Und vollkommene Klarheit.

Kurz danach verstanden die vier Helfer. Es war noch ein dritter Insasse im Auto. Und der war jetzt weg. Sie rannten los. 150 Meter weiter vorne fand mich einer von ihnen. Er rief und sofort kam Nina. Ich erkannte sie. Da war sie wieder. Mir fiel ein Stein vom Herzen.

Mein Körper fühlte sich komisch an. Ich lebte noch, doch irgendetwas Schreckliches war passiert. Das ahnte ich. Und wenn ich sterben würde, dann würde ich immerhin nicht allein auf einem Autobahnmittelstreifen sterben. Sie war da. Sie würde sicher bei mir bleiben. Auch deshalb hatte ich in diesem Moment keine Angst.

Die vier Bundeswehrsoldaten sagten später, Nina habe sich verhalten, als hätte sie nie etwas anderes in ihrem Leben

gemacht, als Ausnahmesituationen nach schweren Unfällen zu koordinieren. So wurde durch ihre Anleitung und die großartige, kluge Hilfe der vier Soldaten die Unfallstelle gesichert und ich zugedeckt. Weiter nichts. Nina sorgte dafür, dass ich nicht bewegt wurde. Das war sehr gut so. Dann fing sie an, mit mir zu reden und hörte nicht mehr damit auf. Sie redete und redete und hielt mich so in dieser Welt.

Nach einigen Minuten beugte sich der erste Soldat zu ihr hinunter: „Wir müssen dein Bein abbinden.“ „Hier wird gar nichts abgebunden“, sagte sie. Sie war die Hüterin meines Lebens und wollte alles von mir abhalten. Doch er flüsterte ihr so leise, dass ich es nicht hören konnte, zu, dass mein Bein abgerissen sei. Das hatte sie bis dahin gar nicht gesehen. Und sie sah auch jetzt nicht richtig hin. Sie durfte nicht umkippen. Sie musste stark bleiben. Wie hätte sie mich sonst weiter beschützen sollen. Also nickte sie nur kurz und redete dann weiter mit mir.

Nun passierte ein kleines Wunder. Bis zu diesem Zeitpunkt waren schon einige nachfolgende Autos durch die Unfallstelle gefahren. Sie kurbelten die Scheiben hinunter und glotzten. Es gab auch einige „lustige“ Bemerkungen. Doch in dem Moment, in dem der Soldat erkannt hatte, dass mein Bein abgebunden werden musste, hielt ein Lkw-Fahrer an und bot seine Hilfe an. Irgendwoher tauchte ein Abschleppseil auf, der Lkw-Fahrer hatte ein Messer. Er und

der Soldat schnitten das Seil zurecht und gingen an meinen Oberschenkel. Mit Kraft und dem nötigen Wissen zogen sie fest zu und verhinderten so, dass ich auf der Autobahn verblutete. Danach nickte der Lkw-Fahrer und ging zurück zu seinem Lkw. Er hinterließ keinen Namen, keine Adresse, keine Visitenkarte. Er wollte weiter. Lkw-Fahrer haben es immer eilig. Er war kurz stehen geblieben, um ein Menschenleben zu retten, dann setzte er sich wieder auf seinen Bock und fuhr seinem Ziel entgegen. Er wollte keinen Dank. Ein selbstloser Retter.

Es brauchte eine Dreiviertelstunde, bis der Rettungswagen endlich da war. Ein Notarzt tauchte auf. Er beherrschte ganz offensichtlich sein Handwerk. Er ließ mich in den Wagen tragen und legte mich sofort in ein künstliches Koma. Seine Bemühungen, mich zu stabilisieren, dauerten anderthalb Stunden, dann konnten wir aufbrechen in Richtung Operationssaal und Intensivstation.

Bis zu diesem Zeitpunkt stand ich der Schulmedizin mit einer gewissen Skepsis gegenüber. Diese Skepsis ist in große Dankbarkeit umgeschlagen. Großartig ausgebildete Menschen begannen, sich um mich zu kümmern und meinen Tod zu verhindern. Es gab wieder Hoffnung. Wenn auch nur eine sehr geringe.

Intensivstation

Nina griff zum Telefon und rief meine Eltern an. Sie hatten mich zur Premiere in Hamburg besucht. Zum Zeitpunkt des Anrufes lagen sie im Bett. Sie bekamen in dieser Nacht den Anruf, den Eltern niemals im Leben bekommen möchten. Sie verstanden, dass etwas Schlimmes passiert war, sie konnten allerdings noch nicht ermessen, wie schlimm es wirklich war. Sie zogen sich an, setzten sich ins Auto und fuhren Richtung Schwerin. Zu diesem Zeitpunkt war ich in den Händen von Doktor Vogler.

Krankenhausärzte führen ein hartes Arbeitsleben. Sie arbeiten viel und haben Nachtund Wochenenddienste. Ich weiß nicht, in welchem Takt Doktor Vogler war. Hatte er eine 24Stunden-Schicht? War sie am Ende dieses Wochenendes vielleicht sogar noch länger? Auf jeden Fall wird an diesem frühen Montagmorgen das Ende seiner Nachtschicht in Sicht gewesen sein. Um 7 Uhr kommt die Ablösung und er kann endlich nach Hause und schlafen gehen. Doch gegen 4.30 Uhr kam der Anruf: Schwerer Fall auf dem Weg in den Operationssaal.

Möchtest du nach einem Wochenenddienst um 5 Uhr morgens in einem Operationssaal stehen und über das weitere Leben eines Menschen entscheiden? Das Leben retten oder nicht retten? Eine eventuelle Genesung ermöglichen oder durch einen Konzentrationsfehler erschweren oder verunmöglichen? Entscheiden, ob amputiert werden soll? Entscheiden, wo amputiert werden

soll? Über dem Knie? Unter dem Knie? Welche Optionen eröffnest du dem weiteren Leben des Patienten, der da vor dir auf dem Operationstisch liegt?

Ich stellte mir immer vor, dass Doktor Vogler müde gewesen sein muss, als ich ankam. Doch als er die Operation durchführte, war er hellwach. Alle Entscheidungen, die er in kurzer Zeit fällen musste, waren richtig und haben mir ein späteres Weiterleben ermöglicht. Auch hier verstand wieder einer etwas von seiner Arbeit und ging mit voller Hingabe an seine Aufgabe.

Als ich gegen 6 Uhr morgens aus dem Operationssaal und dem MRT kam, gab es eine erste Bestandsaufnahme. Schädel-Hirn-Trauma 2. Grades - die Möglichkeit einer geistigen Behinderung kann nicht ausgeschlossen werden. Bruch des Halswirbels - die Gefahr einer Querschnittslähmung kann nicht ausgeschlossen werden. Lungenkontusion, das ist eine Quetschung der Lunge - atmen ohne Geräteunterstützung nicht mehr möglich. Rechter Unterschenkel zertrümmert - im Fixateur. Das ist ein Brett, auf das durch die Haut hindurch der Knochen mit langen Schrauben festgeschraubt wird, damit er fixiert ist und nichts innerlich verrutschen kann. Muss eine Woche später operiert werden. Darf dann drei Monate nicht belastet werden, falls die Operation gut geht. Mal sehen, ob der Knochen anschließend anständig zusammenwächst und wieder voll belastbar wird. Weiterhin künstliches

Koma. Und dann war da noch das mit dem linken Bein. Oberschenkelamputation. Knie weg. Verloren.

Das Leben ist nicht immer vorhersehbar. Am Abend war ich in höchster Höhe. Ich war gefeierter Regisseur. Jetzt war ich ganz unten. Es gab nur noch einen haarfeinen Faden, der mich mit dem Leben verband. Weniger feinfühligere Krankenhausmitarbeiter bereiteten meine Familie auf das Risiko vor. „Der kann immer noch sterben. Da ist noch gar nichts sicher.“ Ein junger Arzt erklärte meinen Eltern, das sei mit meinem Hirn wie bei einem Bluterguss. Der schwillt und schwillt an. Doch hat das Hirn im Gegensatz zu einem Bluterguss am Arm oder Bein ein starkes Hindernis um sich auszubreiten und das ist die Schädeldecke. Sie gibt nicht nach. So kommt es zu Quetschungen und fast automatisch zu Verletzungen am Hirn. Auf meine volle geistige Wiederherstellung sollten sie also besser nicht hoffen. Später habe ich mich gefragt, was diesen empathiefreien Arzt getrieben haben mag, um solche unbegründeten Hypothesen mit so wenig Einfühlungsvermögen gegenüber angsterfüllten Eltern auszusprechen.

Doch es gab auch viele andere. Ärzte, Schwestern, die Krankenhauspsychologin, die mit ihrem Fachwissen und ihrem Einfühlungsvermögen Hoffnung spendeten. Und Freunde und Bekannte, die mit ihrer Zuwendung und ihren Gebeten Kraft und Zuversicht spendeten. Ich war nie ein

religiöser Mensch, doch in einer Situation, in der alle Fragen einfach und existenziell werden, schaden gute Wünsche und Gebete nicht. Selbst Atheisten bitten in dieser Situation den lieben Gott um etwas Hoffnung.

Hoffnung ist eine große Kraft. Hoffnung hält uns über den Wellen, wenn es nach einem Schiffbruch darum geht zu verhindern, dass wir uns aufgeben und uns einfach unter die Wasseroberfläche gleiten lassen. Sie gab auch meinen Angehörigen Kraft. Und diese Kraft kam bei mir an, auch in der Zeit meiner komabedingten Abwesenheit, wenn ich auch nicht genau beschreiben kann, wie.

Doch zunächst wurde die Hoffnung noch auf eine weitere Probe gestellt. Am vierten Tag wollte man das künstliche Koma beenden. „Wir holen ihn zurück“, hieß es. Aber ich kam nicht zurück. Aus dem künstlichen Koma wurde ein richtiges Koma. Sofort tauchten Ängste und Verzweiflung wieder auf. Meinen Eltern und meine Freundin machten eine einfache Gleichung: Koma ist gleich geistige Behinderung. Das bedeutete nichts anders, als dass der Peter, den sie gekannt hatten, ihnen verloren war.

Doch sie gaben nicht auf. Eines nachmittags saß meine Mutter auf der Intensivstation neben mir und hielt meine Hand. In ihrer Traurigkeit drückte sie sie. Plötzlich bemerkte sie einen leichten Gegendruck von mir. Das konnte nicht sein. Ich lag im Koma. Mein Hirn war

angeblich geschädigt. Sie erzählte meinem Vater davon. Am nächsten Tag saß er neben mir und drückte ebenfalls meine Hand. Und auch er bildete sich ein, dass er einen leichten Gegendruck gespürt hätte. Ein Arzt, dem sie davon erzählten, hielt das für unmöglich. Mindestens für unwahrscheinlich. Entmutigt erzählten sie einer Intensivkrankenschwester davon. Und deren Reaktion war eine ganz andere. Sie erklärte, dass es physiologisch undenkbar sei, dass ein Komapatient den Händedruck erwidert, wenn sich das Gehirn des Menschen verabschiedet habe. Sie sagte also nichts weniger, als dass mein Gehirn noch funktionstüchtig sein müsse. Und diese Einschätzung gab meinen Familienangehörigen bei aller Trauer und Angst einen Schub neuer Hoffnung.

Am achten Tag veränderte sich mein Bewusstseinszustand. Mein Geist begab sich auf die Rückreise. Ich hatte wieder Wahrnehmungen. Ich fing wieder an, mich zu äußern. Mir war sogar so, als hätte ich am neunten Tag ferngesehen. Leider konnte ich nichts erkennen. Die schnellen Bilder wurden für mich zu einem verwaschenen, ineinanderlaufenden Film, wie Öl, das auf einer Pfütze in unterschiedlichen Farben schimmert. Mein Vater erklärte mir aber, es hätte keinen Fernseher auf der Intensivstation gegeben. Hatte ich halluziniert, wie über die ganze 2-tägige Aufwachphase?

Meine Wahrnehmungen wurden immer klarer. Leider war meine Umwelt total verschoben. Ich wunderte mich, warum man mich aufrecht ins Bett gestellt hatte. Dann fiel mir auf, dass das ganze Bett aufrecht an der Wand stand. Fenster waren an den erstaunlichsten Stellen des Raumes, vor allem unten, sodass ich die Knöchel von Menschen sehen konnte, die auf den Fluren vorbeigingen. Ich glaubte auch, in einem chinesischen Pavillon untergebracht zu sein. Anfangs fand ich das schön: Wallende Vorhänge und Schleier und das „Pling“ von Klangröhren. Doch das wallende Bunte endete nie, die Töne waren immer weich. Für mich entwickelte sich das zu einem Horror. Dem Horror der Schönheit. Bis ans Lebensende Erdbeerkekse, morgens, mittags und abends.

Das Schädel-Hirn-Trauma nach dem Aufprall und die starken Medikamente machten mir schwer zu schaffen. Doch ich wollte die Welt wieder verstehen. Ich wollte mich wieder zurechtfinden. Ich wollte zwischen Halluzination und Realität unterscheiden können. Ich wollte weg aus der Welt des Vershobenen hin zur Wirklichkeit. Umso besser, als sich herausstellte, dass es auf der Intensivstation tatsächlich keine Fernseher gab, sie aber auf Wunsch des Patienten auf kleinen Servierwagen hereingerollt werden konnten. So hatte sowohl mein Vater als auch ich Recht. Und ich bemerkte, dass mein vermedikamentiertes und angeschlagenes Gehirn wieder anfang zu unterscheiden. Auch wenn mir noch tagelang bunte Schleier durchs

Gesichtsfeld schwebten, die niemand sonst im Krankenzimmer sehen konnte. Das war durchaus ekelhaft. Doch hinter den Schleiern bildete sich immer klarer ein normales Krankenhauszimmer heraus. Ich kam zurück.

Der Tag der neuen Wahrheit

Es kam Tag 10. Ich war wieder voll ansprechbar. Meine Lunge arbeitete wieder einigermaßen selbstständig. Meine Schmerzmitteldosierung war enorm hoch und verhinderte, dass mir Schmerzen die Sinne raubten. Ich war schwach, aber geistig wieder einigermaßen zugegen. Man konnte mich von der Intensivstation auf die sogenannte Wachstation verlegen.

Dies war mein erster Kontakt zu einer Intensivstation. Und wenn mich jemand fragt: „Und? Wie ist es da?“ dann muss ich sagen: Ich weiß es nicht wirklich. Ich habe die gesamte Zeit dort verschlafen. Mein Bild von einer Intensivstation ist immer noch geprägt von Bildern aus Film und Fernsehen. Doch jenseits aller Fernsehbilder gibt es sie in Wirklichkeit, die Intensivstation. Und es arbeiten dort Menschen. Sie stellen sich den schweren Schicksalsschlägen. Sie treffen auf Angehörige, die durchweg in einem Ausnahmezustand sind. Sie können manchmal Zuspruch leisten und trösten. Doch immer wieder kommen sie nicht durch. Und manchmal bleibt auch nur die schrecklichste Nachricht: Die Hoffnung hat sich nicht erfüllt. Ich bewundere Menschen, die die Kraft und

die innere Berufung fühlen, in diesem Umfeld zu arbeiten. Ihre Leistung und ihre Hingabe fordert mir Anerkennung und tiefen Respekt ab.

In diesem Umfeld erschien uns ein hilfreicher Engel. Sie war ausgesprochen freundlich, zugewandt und hatte ein mitreißendes Lachen. Diese Schwester übernahm meine Verabschiedung von der Intensivstation. Dafür nahm sie sich eine Stunde Zeit. Eine Ewigkeit im hektischen Klinikalltag. Sie saß neben mir und ermunterte mich, mich zu rasieren. „Sie wollen doch schön aussehen, wenn Sie auf der Wachstation ankommen“, strahlte sie mich an. Ich versuchte es, mich zu rasieren. Doch nach 20 bis 30 Sekunden glitt mir dieser tonnenschwere Rasierer aus der Hand. Ich war zu schwach. Während sie mich zu Ende rasierte, dachte ich, ich muss wohl doch recht angeschlagen sein. Mein Trainingszustand ließ zu wünschen übrig. Wir wuschen Haare, sie kämmte mich – und ich glaube nicht, dass ich ahnte, dass alles nur das Vorspiel für die eigentliche Nachricht war. Irgendwann sah sie mich an und sagte: „Herr Lüder, Sie haben ein Bein verloren.“

Was nun geschah, war ganz anders, als man es aus Filmen kennt. Dort entsteht in diesem Moment eine entsetzliche Stille, dann füllen sich die Augen mit Tränen und schließlich entreißt sich der Brust ein Schrei. Ich dagegen hörte es, nickte und dachte innerlich: „Quatsch!“ Ich spürte doch das Bein bis in die Zehenspitzen. Die

einfühlsame Schwester zeigte mir sehr feinfühlig den Verband um meinen verbliebenen Oberschenkel und ich sah, dass das Bein endete. Ich sah es, doch ich dachte: „Komisch, ein Krankenhausbett mit einem Loch. Der Unterschenkel hängt nach unten durch. Hab ich ja noch nie gesehen.“ Da sie sehr zugewandt schien, verstand ich nicht, warum sie mir so etwas sagte. Nur eins war klar: Es stimmte nicht.

Ich kam auf die nächste Station. Dort dachte ich über das Gehörte nach. Mein Bein sollte amputiert worden sein. Nicht einmal mein Knie sollte mehr da sein. Oberschenkelamputation - das war noch viel krasser, als wenn „nur“ der Unterschenkel weg gewesen wäre.

Meine Angehörigen bestätigten, was die Schwester gesagt hatte. Ich hörte das alles - aber ich verstand es nicht. „Erzählt mir, was ihr wollt, aber mein Unterschenkel ist noch da. Auch mein Fuß. Ich spüre ihn in jeder Sekunde. Ich spüre sogar noch den Schuh an meinem Fuß. Er ist nämlich viel zu fest zugeschnürt. Den Schuh hättet ihr mir doch nun wirklich ausziehen können.“

Es folgte eine Woche der Merkwürdigkeiten. Mein Kopf funktionierte von Tag zu Tag besser. Meine Persönlichkeit kehrte zurück. Ich konnte schon wieder in Ansätzen diskutieren - eine Eigenschaft, die mein Umfeld manchmal nervt, die aber damals freudig als klares Zeichen von

zurückkehrender Normalität gewertet wurde. Man konnte mir Dinge erklären und ich nahm alles irgendwie auf. Alles, außer die Tatsachen, die mit meinem Unfall und dem Verlust des Beines zusammenhingen. Die kamen nicht an.

Eines Nachmittages saß meine Freundin an meinem Krankenbett. Ich spürte wieder, wie mein Fuß stark kribbelte. Noch immer hatte mir niemand geholfen, den Schnürsenkel zu lösen, der meinen amputierten Fuß einschnürte. Also wollte ich Bein und Fuß wenigstens etwas hochlagern. Ich bat also Nina, mir einen Stuhl links neben mein Bett zu stellen, damit ich dort mein Bein auf die Stuhllehne legen könnte.

Was machst du jetzt als Frau eines Schwerverletzten, mit dem du dich eben noch anständig über Politik, das gemeinsame Kind oder die Krankenhausverpflegung unterhalten konntest, wenn er ein nicht vorhandenes Bein hochlagern will? Sie betrachtete mich und versuchte bei meiner merkwürdigen Frage nicht zu denken, dass mein Geist wohl doch stark gelitten habe. Sie schluckte und erklärte eben noch einmal: „Dein Bein wurde amputiert.“ Doch meine Wirklichkeit war eine ganz andere. Mein Bein kribbelte die ganze Zeit und tat mir weh.

Oft sehen wir ja bei Extremsituationen wie meiner Nach-Unfall-Zeit, was auch im normalen Lebensalltag gilt. Nur sehen wir es deutlicher. Jeder von uns hat seine eigene

Wirklichkeit. Meine hätte einer ernsthaften Überprüfung nicht standgehalten, aber das Gefühl, dass sie echt sei, war stark. Und so ist es häufig im Leben. Jeder Mensch lebt in seiner eigenen Wirklichkeit, glaubt fest daran und kann sich gar nicht vorstellen, dass die eigene Vorstellung Makel und Ungereimtheiten beinhaltet. Oft liegt es auch nicht so auf der Hand wie bei einer Oberschenkelamputation, was „wirklich“ ist. Das Bein war ja weg. Doch nicht für mich. Und an diesem Punkt wurde es schwierig für Nina. Wieso sollte sie einen Stuhl neben das Bett stellen? War das pure Unvernunft, Schikane oder einfach nur Trotz? Es machte für sie einfach keinen Sinn. So führten wir eine gewisse Zeit eine sehr merkwürdige Diskussion, bis ich schließlich sagte: „Kannst du es nicht einfach machen?“ In diesem Moment bemerkte Nina, dass wir hier an einem Punkt gelandet waren, dem man nicht mit Worten und Argumenten auf den Grund gehen kann. Also stand sie auf, stellte einen Stuhl mit hoher Lehne links neben mein Bett und beobachtete ängstlich, was nun geschehen würde.

Schau einmal an dir herunter. Wenn du noch beide Beine hast, werden sie gleich lang sein und sehr ähnlich aussehen. Und jetzt stell dir vor, dein linkes Bein endet oberhalb des Knies. Mein verbliebener Oberschenkel ist lang. Trotz allem ist das Bein in seiner Gesamtheit recht kurz. Jedenfalls viel kürzer als es früher einmal war. Die letzten 10 Zentimeter vor dem Knie sind nicht mehr da. Und deshalb reicht der verbliebene Stumpf, wenn ich

rücklings in einem Bett liege, kaum über die Bettkante hinaus. Auf keinen Fall reicht es bis zur Stuhllehne eines Stuhles, der links neben dem Bett steht. Das merkte ich in diesem Moment auch. Ich schlug das Deckbett zurück, schwang meinen imaginären Unterschenkel auf die Lehne – und mein Bein fiel zurück aufs Bett. Ich versuchte es noch einmal langsamer – und scheiterte wieder. Mein Unterschenkel kribbelte, mein Fuß fühlte sich eingeschnürt an, niemand wollte mir den Schuh öffnen und ausziehen, doch Unterschenkel oder Fuß ließen sich nicht auf der Lehne dieses Stuhles hochlagern.

Ich weiß nicht genau, wie es meiner Freundin in diesem Moment ging, als sie meine hilflosen Versuche mit ansah. Mir ging es jedenfalls einen Moment lang sehr schlecht. Ich konnte das nicht verstehen. Meine Empfindung war klar und stark – doch die Wirklichkeit entsprach dieser Empfindung überhaupt nicht. Ich hatte eine Erklärung gehört, doch mein körperliches Empfinden und die gehörte Erklärung verbanden sich nicht. Sie waren in diesem Moment nicht verständlich. Wie konnte das sein? Ich spürte mein Bein, doch der Stuhl war unerreichbar.

Ich hatte mich ausführlich damit beschäftigt, dass jeder Mensch in seiner eigenen Realität lebt. Inspiriert durch die Lektüre von Paul Watzlawicks „Wie wirklich ist die Wirklichkeit“ erhielt eines meiner Theaterprojekte den schönen Arbeitstitel: „Ein Messer ohne Klinge, an dem der Griff fehlt“. Doch jetzt war ich nicht in der Fiktion des

Theaters unterwegs. Die Frage, wie wirklich die Wirklichkeit war, traf mich mit neuer Radikalität.

Bei einem meiner früheren Kinobesuche hatte mich der Film zutiefst berührt. Beim Verlassen des Kinos hörte ich mit einem Mal, wie jemand neben mir sagte: „Was für ein Scheiß-Film.“ Wie konnte er das sagen? In welcher Wirklichkeit lebte der? Diese Frage verwirrte und beschäftigte mich sehr. Der Mann und ich lebten in zwei Welten. Ich war tief berührt, er kalt wie Hundeschnauze. Wie konnten wir uns bei so unterschiedlichen Welten zufällig im selben Film, im selben Kino treffen?

Allerdings konnte ich die unterschiedlichen Einschätzungen bei einem Kinofilm recht leicht akzeptieren. Wenn dir aber eine Gruppe von Menschen erzählt, du hättest kein linkes Bein mehr, obwohl du doch die ganze Zeit spürst, dass es noch da ist, dann lässt sich das nicht so einfach hinnehmen. Noch dazu waren es die mir liebsten Menschen. Mit ihnen wollte ich gerne eine Wirklichkeit teilen. Da half mir auch die Philosophie nicht weiter. Platon hatte zwar schon im Höhlengleichnis beschrieben, dass uns die Wahrnehmung nicht die Wirklichkeit zeigt und dass wir nur die Schattenrisse der wahren Dinge sehen – ihre Abbilder. Mein Phantomgefühl war aber sehr real. Ich konnte nicht glauben, dass ich auf etwas reagierte, das nicht mehr da war. Das Kribbeln wurde teilweise schmerzhaft, teilweise führte es zu

Taubheit. Mein Geist brauchte dafür eine Erklärung. Und die fand er ja fürs Erste auch: Die Leute im Krankenhaus hatten vergessen, mir meinen Schuh auszuziehen. „Kann ja mal passieren“, dachte ich. Aber eine Frage konnte mein Verstand zu diesem Zeitpunkt beim besten Willen nicht klären: Warum konnte ich mir nicht guttun und meinen Fuß auf dieser Stuhllehne hochlagern?

Hinter dieser Erfahrung zeichnete sich eine neue, ganz anders geartete Wirklichkeit ab.

Gedanken und Wirklichkeit

Ich lag im Krankenhaus und irgendetwas in mir ahnte wohl schon, dass sich meine Wirklichkeit radikal ändern sollte. Doch ich kämpfte dagegen an. Ich hatte 41 Jahre sehr gut auf zwei Beinen gelebt. Ich war ein kraftvoller und beweglicher Mann. Das wollte ich auf keinen Fall aufgeben. Wie hätte ich auch mit dem Gedanken fertig werden sollen, dass es nie mehr so werden würde, wie es einmal war? Wie hätte ich es aushalten sollen, dass ich nie wieder so laufen würde, wie ich es bis dahin getan hatte? Nie mehr mit meiner Tochter um die Wette hüpfen. Ich hatte bis dahin das Laufen auf zwei Beinen nie als etwas Besonderes betrachtet. Jetzt sollte ich diese scheinbare Selbstverständlichkeit nie wieder tun können?

Ich wollte diese neue Wirklichkeit wegpusten. Ich wollte, dass sie an mir vorübergeht, ohne dass ich mich ernsthaft mit ihr beschäftigen muss. Ich verhielt mich ein bisschen wie der Mann, der alle 5 Sekunden in die Hände klatscht. Auf die Frage, warum er das denn mache, antwortet er: „Um die Elefanten zu vertreiben.“ „Welche Elefanten denn?“ „Sehen Sie“, sagt er triumphierend, „es sind keine da.“

Etwa so verhielt auch ich mich. Ich sagte einige Tage lang einfach: „Amputation? Was für eine Amputation? Es gibt keine Amputation. Der Fuß ist noch da.“

Wir erklären uns die Welt, damit wir sie verstehen und gut in ihr zurechtkommen. Aus diesem Verständnis entsteht ein Modell von der Welt und wie sie funktioniert in unserem Kopf.

Wir lernen, uns in der Welt zurecht zu finden, indem wir den Erklärungen von unseren Eltern und Lehrern zuhören. Unser Verständnis formt sich weiter über den Austausch mit Freunden, Bekannten und den Gesprächen mit den Mitmenschen. Dann machen wir eigene Erfahrungen, lesen Bücher, Zeitungen oder in Quellen im Internet. Hinzu kommen noch körperliche Empfindungen und Verletzungen. Aus all diesen Einflüssen entwickeln wir schließlich ein Modell der Welt in uns, das uns sagt: Jetzt verstehe ich die Welt und weiß, wie sie funktioniert.

Daraufhin suchen wir Beweise dafür, dass die Welt so ist, wie wir sie sehen - und finden diese Beweise ständig. Was unserer Weltsicht widerspricht, wird ausgefiltert. Als die Menschen noch dachten, die Erde sei eine Scheibe, fuhren die Seefahrer nicht über den Atlantik, weil sie wussten, dass sie am Ende runterfallen würden. Der Beweis war überdeutlich, denn jeden Abend fiel die Sonne hinten ins Meer und war verschwunden. Doch als Columbus erfolgreich Richtung Westen bis Amerika gesegelt war ohne runterzufallen, war dieses Modell der Welterklärung hinfällig.

Modelle funktionieren, solange sie uns unterstützen, gut mit den Anforderungen der Welt zurecht zu kommen. Taucht ein Modell auf, das uns besser dabei hilft, überwinden wir das alte. Was allerdings manchmal gar nicht so einfach ist. Es kann Mut kosten, selbst wenn ein neues Erklärungsmodell völlig neue Möglichkeiten eröffnen würde. Wenn ich mir zum Beispiel vorstelle, ich habe zwei Beine, dann habe ich ein Modell von mir selbst im Kopf, über das ich gar nicht mehr nachdenke. Es ist selbstverständlich und es ist richtig. 41 Jahre hat es gut funktioniert. Um mir zu bestätigen, dass es immer noch funktioniert, sollte ich allerdings irgendwann aufstehen und durch die Gegend laufen können. Doch spätestens in dem Moment, in dem ich wirklich versuchen würde aufzustehen, wäre dieses alte Modell ganz und gar nicht mehr hilfreich. Aber wollen wir unser Grundverständnis